



Abend:

Zeitung.

80.

Dienstag, am 3. April 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Verantw. Redacteur: E. G. Th. Winkler (Th. Hell.)

Die Espaven.

(Fortsetzung aus Nr. 78.)

Herr de la Rebelière hatte diesen ganzen Tag bei seiner Frau zugebracht. Gegen Abend machte er mit ihr einen Spaziergang nach Donatiens Wohnung zu. Unterwegs blieb er bei einem alten Neger stehen, der an der Gränze beider Besitzungen Holz fällte, und fragte ihn lange aus.

Beim Abendessen sagte Herr de la Rebelière unter vielen andern sehr unbedeutenden Reden, und ohne großes Gewicht darauf zu legen: — Ich weiß nun, daß das dort die Wohnung der Enambuc's ist. Sonst war sie sehr gut unterhalten, jetzt müßte man aber ein hundert Neger dort anstellen, wenn sie etwas eintragen sollte. Sie ist in die Hände dieses Mulatten gerathen, der ganz gewiß keinen gesetzlichen Anspruch darauf hat. Ich weiß wie es ist. Die Regierung hat kein wachsameres Auge genug auf diese Leute.

— Aber mein Gott, erwiderte Cäcilie; wenn sie niemand etwas zu Leid thun, kann man sie doch wohl ruhig leben lassen!

Frau de la Rebelière sagte nichts. Die Gegenwart dieses Mannes, der sie nicht mehr verließ wie ihr Schatten, brachte sie zur Verzweiflung. Sie fürchtete ihn aber und wußte sich zu verstellen. Cäcilie war nachdenkend, aber ruhig.

— Wenn reisen wir ab? fragte sie ihren Vormund.

— Morgen Abend. Es ist Mondschein. Wir reisen die Nacht durch.

Der Abend verstrich traurig und endete früh.

Als Frau de la Rebelière allein mit ihrem Manne in ihrem Schlafzimmer war, sagte sie zu ihm: — Ich habe keine Lust zu schlafen. Ich will noch etwas lesen.

Er ging nun mit ihr in ein kleines an der Schlafkammer gelegenes Gemach, das keinen weitem Ausgang hatte.

— Es taugt nichts, sagte er, die Nacht so aufzubleiben. Sie werden sich krank machen, mein Kind. Ich finde Sie überhaupt heute Abend übel aussehend. Nehmen Sie sich mit Ihrer Gesundheit besser in Acht!

Er küßte ihr die Hand und sie gab ihm durch Kopfnicken eine gute Nacht. Eine Viertelstunde darauf war er eingeschlafen. Die junge Frau befand sich nun allein; sie seufzte, sie weinte. Welches Schluchzen, welche Verwünschungen, welche Liebeslaute! Sie schwelgte in ihren Thränen, sie rief tausendmal Donatien, sie erschöpfte ihren Schmerz durch die Gewalt seines Ausbruchs. Endlich versuchte sie zu schreiben, bloß um ihr Herz zu erleichtern, aber die Schwierigkeit ihre Gedanken auf diese Art auszudrücken, ließ sie beim ersten Worte innehalten. Unwissend wie eine Creolin verstand sie kaum die Feder zu halten.

Kurz vor Tages Anbruch erwachte Herr de la Rebelière und bemerkte daß seine Frau noch nicht zu Bett gegangen. Nun stand er leis auf und sah nach, was sie mache. Sie war, den Kopf auf den Tisch gestützt, eingeschlafen. Ihre Hand, welche noch die Feder hielt, ruhte auf einem großen Papier, das ganz mit Chiffern, mit

brennenden Herzen und dergleichen beschrieben war, und worauf Donatiens Name mehr als zwanzigmal vorkam. Alles das sah Herr de la Rebellière über die Schulter seiner Frau beim Schimmer einer Lampe die eben erlosch.

Bleich, mit starren Augen und zusammengebissenen Zähnen, griff er instinkartig nach dem Messer an seiner Seite, das er aber beim Entkleiden abgelegt hatte. Dann entstand in ihm plötzlich der Gedanke einer andern Art von Rache. — Oh! murmelte er, indem er wieder zu seinem Lager schlich; dieser Mensch ist ein Spave! Ich kann ihn kaufen, und ihn vor meinen Augen unter der Peitsche eines Aufsehers sterben lassen.

IV.

Herr de la Rebellière reiste am folgenden Tage mit seiner Frau und Mündel von den heißen Quellen ab. Sobald er sie wieder in seine Besitzung zurückgebracht hatte ging er unter einem unbedeutenden Vorwande nach Fort-Royal, indem er den Seinen ankündigte, daß seine Abwesenheit höchstens 2 bis 3 Tage dauern werde. Die junge Frau glaubte, es handle sich um irgend eine Verwaltungsangelegenheit und wunderte sich daher gar nicht über diese schnelle Abreise. Der General-Gouverneur der Antillen, Herr von Feuquieres, hatte eine nahe Verwandte des Herrn de la Rebellière geheirathet, sie standen daher in vertrauten Beziehungen und eine gewisse Gleichheit der Charaktere und gemeinschaftlicher Interessen band sie noch enger an einander. Alles beugte sich vor diesen beiden mit der ausgedehntesten Macht ausgerüsteten Personen, aber in einer so hohen, so beneideten Lage gab es doch keine wahre Sicherheit, sie hatten sich auch daher fest mit einander verbunden, um sich darin aufrecht zu erhalten und würden vor keiner Unbilligkeit zurückgeben, wenn davon die Rede gewesen wäre, ihre Privilegien zu vertheidigen oder einen Feind zu stürzen. Herr de la Rebellière besaß ein unermessliches Vermögen, und obgleich jedermann sein sehr niedriges Herkommen kannte, so hatte er sich doch durch seine Verheirathung mit den besten Familien von Martinique verschwägert. Er war Befehlshaber des Bezirks von Carbet auf dem seine Besitzung lag. Diese Stellung gab ihm ein unmittelbares und unumschränktes Ansehn, dessen ungeheuren Mißbräuche immer unbestraft blieben, denn man konnte dagegen sich nur auf die oberste Gerichtsbarkeit eines Colonial-Rathes berufen, der dem Gouverneur völlig ergeben war.

Die Abwesenheit des Herrn de la Rebellière war für seine Gattin ein Ruhepunkt. Sie konnte wenigstens ungestört weinen, niemand forderte Rechenschaft von ihr,

wegen ihrer Trauer, ihrer Schlaflosigkeit, des sonderbaren Lebens das sie führte. Nichts konnte sie aus der Abspannung reißen, in welche sie versunken war. Sie lag den ganzen Tag ausgestreckt in ihrem Hamak, die Augen geschlossen, die Hände gefaltet, unbeweglich und starr wie eine Bildsäule. Alsdann, wenn die Nacht hereinbrach, wenn die Luft frisch und anmuthig in den Drangen wehte, schleppte sie sich auf die Terrasse, und brachte da oft die ganze Nacht zu. Die Freiheit, welche ihr Mann ihr ließ, gewährte ihr das Vorrecht, sich diesen kindischen Launen zu überlassen, denn sie durfte die Gränzen seiner Besitzung nicht überschreiten, und wagte also nicht zu den heißen Quellen zurückzukehren.

Cäcilie theilte bis auf einen gewissen Punkt dieses Leben voll Kummer, Müßiggang und Langeweile, aber vor ihr lag wenigstens eine Zukunft, eine freie unermessliche Zukunft voll Hoffnungen und Pläne, und so träumte sie von diesen, während die junge Frau in düsterner und stummer Abspannung verging. Beide beschäftigte ein tiefes Gefühl, aber eben deshalb beobachteten sie sich einander nicht, und keine unvorsichtige Eröffnung verrieth ihr Geheimniß. Die eine, feuriger und unregelter in ihren Leidenschaften hatte es unter den mißtrauischen Blicken ihres Mannes gelernt, sich zu verstellen und die andre, rein und stolz, schwieg weil man nicht um ihr Vertrauen bat.

Eines Tages jedoch, als beide sich allein in der Gallerie befanden, näherte Cäcilie sich sanft ihrer Freundin, die bleich, halb aufgerichtet und den Kopf in die Hand stützend einer jener Statuen gleich, die man auf Gräbern erblickt: — Theure Eleonore, sagte sie zu ihr, Sie sehen seit heut früh wie ein Wesen aus, das dieser Welt gar nicht mehr angehört. Mein Gott! was fehlt Ihnen denn nur?

Bei dieser Frage brach Frau de la Rebellière in Thränen aus. Sie war nach so viel Zwang und Verstellung ihrer selbst nicht mehr mächtig, barg ihr Gesicht auf Cäciliens Schulter und rief mitten unter Schluchzen: — O! wenn Sie wüßten, was ich leide! Großer Gott! was für ein Leben! welch ein furchtbares Daseyn!

— O! sprechen Sie doch nicht so! entgegnete das junge Mädchen; diesen schönen Kopf mit den herabfallenden Haaren an ihren Busen drückend; Sie übertreiben Ihr Unglück, meine theure Freundin. Herr de la Rebellière hat zwar allerdings eine sonderbare Art Sie zu lieben und mißbraucht seine Autorität ein wenig, aber ich bin überzeugt, daß Sie ihn noch durch Milde und Geduld gewinnen werden. Er wird endlich einsehen, daß Sie eine verständige Frau sind, welche nie ihre Pflicht ver-

leben wird, und daß Sie gar nicht durch eine so lästige Eifersucht bewacht zu werden brauchen. Er wird Sie leben lassen, wie alle andre. Fassen Sie also Muth und hoffen Sie getrost auf die Zukunft.

Diese einfachen und verständigen Worte scheuchten das Geständniß zurück, das eben der Frau de la Rebellière entchlüpfen wollte. Sie sank auf ihre damastnen Kissen zurück und antwortete mit kälterm Blute: — Meine gute Cécilie, ich leide, ich bin krank, darum weine ich. Bange Ahnungen beängstigen mich; mir ist's als ob ich bald sterben sollte. Das ist die Traurigkeit in der Sie mich erblicken.

— O! da habe ich bessere Hoffnung für Sie! liebe Eleonore. Sie sind nur krank aus Langeweile. Herr de la Rebellière muß einen Arzt herschaffen, um Ihnen Trost einzustößen. Wollen Sie den des Gouverneurs? Ich will auf der Stelle deshalb schreiben.

— Nein, nein! ich mag ihn nicht. Der kann mir nicht helfen. Nur die Zeit kann mich heilen.

— Wenn nur Ihr Mann wenigstens wieder da wäre! Wenn er Sie so traurig und leidend sieht, giebt er gewiß seine Einwilligung dazu, daß Sie wieder nach Saint Pierre gehen, wärs auch nur der Bewegung und Zerstreuung wegen.

Frau de la Rebellière schüttelte den Kopf: — Es ist doch sonderbar, begann sie dann nach einigem Nachdenken, was ihn so lange in Fort Royal zurückhält! Er hat hier in der That dringendere Geschäfte. Uebermorgen werden Sie ja mündig, liebe Cécilie; und da muß er die Vormundschaftsrechnung ablegen.

— Ach, ich bin gar nicht pressirt mit meiner Volljährigkeit. Ich kann so lange warten, als es ihm nur beliebt.

— Ja, ja, das weiß er wohl, und eben deshalb beeilt er sich nicht, wieder nach Hause zu kommen. Warum ließ er uns nur nicht lieber an den heißen Quellen. Ich befand mich dort viel besser als hier. Und Sie auch, liebes Kind. Ich finde Sie auch seit unsrer Rückkehr recht blaß.

— Ei freilich befanden wir uns dort viel angenehmer, antwortete das junge Mädchen, deren Wangen plötzlich ein rosiger Anhauch überflog, der ihnen die lebhafteste Frische wieder gab, welche die Gluth des Klima zu versengen begann.

Gleich darauf setzte sie sich wieder an ihren Sticksrahmen, die junge Frau aber versiel von neuem in jene stumme Träumerei, aus der sie sich einen Augenblick gewaltsam gerissen hatte.

Nach acht Tagen fing Frau de la Rebellière sich jedoch noch mehr zu verwundern an, daß ihr Mann auch kein einziges Lebenszeichen von sich gebe, aber es fiel ihr nicht im mindesten der Gedanke ein, daß er sie durchschaut habe, so sehr hatte er sich zu verstellen gewußt, so ruhig und freundlich hatte er sich beim Abschiede zu zeigen verstanden. Sie verlangte übrigens gar nichts lieber, als so lange wie möglich von ihm befreit zu seyn, und hütete sich wohl an ihn zu schreiben, um ja nicht seine Rückkehr zu fördern.

Endlich geschah dieß doch eines Abends nach einer zehntägigen Entfernung, als man eben beim Abendessen saß. Er trat lärmend in die Galerie, warf seine Peitsche und seinen Hut ab, und umarmte seine Frau voll freudiger Eile.

— Sind Sie es endlich! sagte sie, indem sie sich halb erhob mit einer Freude, die sie nicht vollständig erkünsteln konnte. Mein Gott, was war denn nur aus Ihnen geworden? Wir erschöpften uns tagtäglich in neuen Vermuthungen über Ihre lange Abwesenheit.

Er setzte sich zwischen beide und begann mit einem so sonderbaren Ausdruck zu lächeln, daß sie sich gegenseitig ansahen und nicht weiter zu fragen wagten. Eine augenblickliche Pause erfolgte, dann sagte Herr de la Rebellière langsam: — Ich habe eine Expedition besprochen, die, wie ich hoffe, große Wirkung für die Ruhe in der Colonie haben wird. Man hat unglücklicherweise gar kein Augenmerk auf das, was in den entlegenen Besitzungen vorgehet; man läßt die Sachen hingehn, und so gehen sie denn auch auf den Untergang aller unsrer Vorrechte aus. (Fortsetzung folgt in Nr. 82.)

Himmel und Hölle.

Es sollen Höl' und Himmel
Weit aus einander seyn.
Man soll von jener niemals
In diesen gehen ein.

So sagen uns die Priester —
Doch hab' ich oft erblickt,
Daß beid' in größte Nähe
Einander sich gerückt.

Sie lagen nicht Secunden-
Weit aus einander und
Nur Eine Spann' umfaßte
Himmel und Höllengrund.

Das, wo so nah sie liegen,
Ist in der Menschenbrust,
Da liegt der Hölle Schaudern
Dicht neben Himmelstust.

R. v. Großkreuz.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

A u s M a i n z .

(Beschluß.)

Den Veranstaltern ist die Stadt Mainz aus dreifachem Grunde zu dem innigsten Danke verpflichtet. Zuerst deshalb, weil dieses herrliche Fest den Humor des Volkslebens wieder stärkte und aufs Neue belebte. Nach einer solchen Lust wird wohl das thätige und arbeitsame Völkchen von Mainz wieder mit Frohsinn und neuem Muthe zu seinen gewöhnlichen Lebens-Beschäftigungen zurückkehren. Dann deshalb, weil diese Festivitäten die Stadtarmen nicht außer Augen ließen, da die Gesellschaft für die Dürftigen so viel zu erübrigen sich bestrebt, als nur irgend möglich war. Schon allein die durch eine Abtheilung der Narrengesellschaft aufgeführte Posse: „der travestirte Hamlet“, bei welcher Vorstellung (sie fand am Tage Statt) das Theater fast unter der Last der Zuschauer brach, gab den Armen einen Ertrag von 1500 Gulden und den Zuschauern einen Spaß, der mit keinem Gelde zu zahlen war! Endlich sind wir dem Carnevals-Bereine deshalb zu Dank verpflichtet, weil diese festliche Veranstaltung, die nun jährlich in noch vergrößertem Maßstabe wiederkehrt, große Summen Geldes in allen Klassen der hiesigen Population in Circulation setzte, wodurch sich namentlich für die mittlern Stände eine neue, ergiebige Nahrungsquelle geöffnet hat.

Wir schließen diese Carnevals-Schilderung mit der Bemerkung, daß man vielfach dieses hiesige Fest mit dem Kölner verglichen hat und zu dem Resultate gelangt ist daß sich dieses erste wahrhafte Faschingsfest schon mit dem in der alten Colonia messen dürfte. Es herrscht freilich gegenwärtig in Köln nicht die Stimmung für große Narrenfeste. Der Ernst der Wirklichkeit hat doch manches Narrische dort verdrängt.

A u s H a l b e r s t a d t .

Ich begrüße Sie in dem neuen Jahr, ohne lange bei dem vorübergegangenen zu verweilen. Zwar habe ich Ihnen noch nichts von Döblers Hydro-Drogen-Gas-Mikroskop, von den etwas blaß gewordenen Gobelins des Kunsthändler Palm, von der Meißel'schen Schauspielergesellschaft, von dem Schnellläufer Mensen Ernst, von dem Equilibristen Kolter und ähnlichen ephemeren Erscheinungen gesagt, doch das verschlägt wohl nichts! Das Meiste ist ja schon aus anderen Berichten bekannt. Auch über die Virtuosen, welche uns besucht haben, sage ich nichts, weil ich der Meinung bin, daß durch solche Berichte mehr ein Bedürfnis der Hörenden als der Lesenden befriedigt wird. Der Hörer fühlt oft lebhaft den Drang, seine Zufriedenheit über einen gehalten oder seinen Unmuth über einen verfehlten Genus auszusprechen; den Leser drängt es in der Regel viel weniger, statt des Genusses selbst den Bericht von einem Genus zu erhalten. Mit unsern stehenden Konzerten ist übrigens die Veränderung vorgegangen, daß wir jetzt nur Sommer-Konzerte haben, wie wir vormals nur Winter-Konzerte hatten.

Ich komme auf das neue Jahr und von dem ließe sich leider! Vieles erzählen. Um es kurz zu sagen, dieses neue Jahr hat uns grausam mystificirt. Es benahm sich bei seiner Ankunft auf eine so artige und freundliche Weise, daß man kaum jemals ein so lebenswürdiges, neues Jahr gesehen hatte. Seine Miene war so heiter und mild, als ob der schöne Mai von 1833 (nicht der von 1837, nach dem verlangt hier Niemand) in vollem Anzug wäre. Auf die verbindlichste und schmeichelhafteste Weise winkte es uns ins Freie hinaus, in den neuen Felsenkeller, welcher, beiläufig erwähnt, jetzt in einer Lithographie zu haben ist, welcher die wohlgetroffenen Figuren der fleißigsten Besucher zur Staffage dienen. Viele von uns folgten dem freundlichen

Winke, um dort in den Felsenhallen einmal wieder in gewohnter Behaglichkeit das edle Raß einzuschlürfen, dessen Genus allen Genüssen in Wissenschaft, Literatur und Kunst vorzuziehen, jetzt die Mode gebietet. Viel größer noch würde die Zahl der Besucher gewesen seyn, wäre nicht Mancher durch wichtige Geschäfte, worunter ich besonders splendide Mittags- und Abendmahlzeiten verstehe, in den Mauern der Stadt zurückgehalten worden. Nach diesem glücklichen Anfange hofften wir nun ganz treuherzig auf einen glücklichen Fortgang, aber Himmel! wie hatten wir uns verrecknet. Es trat plötzlich ein Wetter ein, bei welchem man in keine Felsenkeller zu gehen brauchte, weil überall Kühlung in großem Ueberflusse anzutreffen war. Viel nöthiger wäre es gewesen, Nase und Ohren, welche ohnehin an unserm vorjährigen Maifeste auf der Huysburg bei Zielen sehr gelitten hatten, gegen das Erfrieren versichern zu lassen. Bei dieser grausamen Kälte traten eine Menge verdrüßlicher, aber leider sehr wenig ergötzliche Umstände ein. Einer der ärgerlichsten war der, daß das Brennholz keineswegs in demselben Grade wohlfeiler wurde, in welchem die Kälte zunahm. Etwas ergötzlicher war der Umstand, daß unsere hiesigen Poeten, oder besser gesagt, einige der thätigsten Gelegenheitspoeten in den Verdacht geriethen, an dieser entsetzlichen Kälte Schuld zu seyn. Diese Herren haben, wie ich höre — denn ihre poetischen Produkte gelesen zu haben, darf ich mich nicht rühmen — neuerdings durch Besingung der Hunde großen Ruhm erworben, in der Trunkenheit dieses Ruhmes aber die andern Zweige der Poesie, besonders die so äußerst wichtigen Neujahrsgebichte ganz vernachlässigt. Sie haben rein vergessen, ihren Mitbürgern eine gehörige Anzahl Klaster vom besten Buchen-Klutholz, einen hinlänglichen Vorrath von Tokajer, Champagner, Glühwein, Königspunsch und andern berühmten Schutzmitteln gegen die Kälte zum neuen Jahr zu wünschen, kurz sie haben sich benommen, als ob kein Winter mehr in der Welt wäre. Den alten Griesgram, der seit einiger Zeit besonders voll böser Laune steckt, hat diese Geringschätzung verdrossen und er beschloß auf der Stelle, uns das Verständniß von Grund aus zu öffnen und uns recht einleuchtend zu zeigen, was es eigentlich mit ihm auf sich habe. Und leider ist dieser böse Griesgram ein so vortrefflicher Logiker, wie man ihn auf keiner Universität findet; seine Demonstrationen sind alle höchst überzeugend, seine Beweise sind so bündig, so gut angelegt und leider auch so fühlbar, daß sie auf Jung und Alt, auf Reich und Arm gleich schnell und durchgreifend wirken. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr wir jetzt ein Fuder gutes Brennholz zu schätzen wissen, und welche respektvolle Scheu wir überall vor dem Winter bekommen haben. Wenn wir nur das Wort „Winter“ hören, befällt uns schon ein Frosteln, und wir möchten uns am Liebsten gleich davon machen, wenn wir nur wüßten, wohin! Das haben wir denn unseren Poeten zu verdanken. Doch ich muß schließen, weil ich besorgt bin, in die Ungnade dieser Herren zu verfallen, welche mir, wenn ich künftig einmal in den Bestand treten sollte, leicht das Hochzeitgedicht verderben könnten.

Sonst ist es hier ziemlich beim Alten, versteht sich, mit den Modificationen, welche Witterung und Jahreszeit herbeiführen. Dahin gehört, daß die Armen reichliche Unterstützung erhielten, welche das furchtbare Stend wenigstens gemildert haben, und daß die Holzhändler einstweilen in die Reihe der Gewerbe getreten sind, welche einer langen Erfahrung zufolge hier die besten Geschäfte machen, als da sind: Brauer, Bäcker, Fleischer, Tabakhändler. Gern möchte ich auch die Buchhändler mit in diese beglückte Societät aufnehmen, aber — hic haeret aqua! Unsere Literatur ist dergestalt eingefroren, daß sie nach dem Urtheil Sachverständiger so leicht nicht aufthauen wird, man müßte denn ein Arcanum aus dem benachbarten Quedlinburg verschreiben.

— u g .